

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 169 (1896)
Rubrik: Weltchronik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Guter Grund.

(Aus dem alten Kalender.)

In einem Gasthof traf ich einen Trupp lockerer Gesellen und einen Geistlichen an der Tafel an. Kaum witterten jene, daß ihr unbekannter Gesellschafter ein Geistlicher war, so begannen sie nach der Weise ihrer Brüderlichkeit den Mann zu necken. Unter anderm brachte einer den abgedroschenen Waidsspruch mit vieler Selbstzufriedenheit an: Mein Herr Pfarrer! Warum reiten heut zu Tage die Lehrer des Evangeliums nicht mehr auf Eseln, wie in den ersten Zeiten des Christentums? „Darum,“ antwortete der Prediger: „weil heut zu Tag alle Esel auf den Lehrern des Evangeliums reiten.“

Scheinbarer Widerspruch.

Frau zu ihrem Mann: Du, zu unserm Dienstmädchen habe ich kein Vertrauen, dem ist alles zuzutrauen.

Grabschriften aus dem Throl.

1) Steh', Wanderer, und weine — hier brach einer seine Beine.

2) (Auf dem Grabe eines siebenzigjährigen Mannes, welcher in früher Morgenstunde ums Leben gekommen): „Kaum hat er das Licht der Welt erblickt, da hat ein Wagenrad ihn erdrückt.“

3) (Auf dem Grabe eines Pfarrers): „Was in der andern Welt ist, wie oft habe ichs gesagt und konnt's nicht wissen, jetzt aber weiß ichs und kann's nicht sagen.“

4) Auf dem Grabe eines kleinen Mädchens ist die rührende Inschrift zu lesen: „Erde, drücke sie nicht, sie hat dich ja auch nicht gedrückt.“

5) (Von einem Manne, der in unglücklicher Ehe gelebt hatte, hieß es): „26 Jahre lebte er als Mensch und 37 Jahre als Ehemann.“

Seltene Treue.

In Brugg wurde im Winter 1894/95 eine Magd beerdigt, die 75 Jahre lang in der gleichen Familie bei den Eltern, Kindern und Großkindern gedient hatte.

Widerlegung.

Prinzipal (zum Buchhalter): Herr Cohn, aus dem, was Sie da schreiben, kann kein vernünftiger Mensch klug werden.

Buchhalter: Herr Chef, nu wo zu braucht zu werden klug a vernünftiger Mensch?

Das brave Kind.

Onkel: Lieschen, bist du denn auch immer recht brav gewesen, seitdem ich nicht hier war?

Lieschen: Ja, Onkel.

Onkel: Weißt du denn schon alles, wie artige Kinder sein müssen?

Lieschen: Ja, sie dürfen nicht gleich fragen: Onkel, hast du mir etwas mitgebracht? sondern müssen warten, bis sie etwas bekommen.

Weltchronik.

Vom Juli 1894 bis Juli 1895.

Das abgelaufene Jahr, von dem der Kalendermann seinen Lesern jetzt berichten will, ist offenbar ein kritisches erster Ordnung gewesen, wenigstens für die Ministerien, deren es in Europa wieder eine schöne Anzahl weggefegt hat. Etliche davon sind sogar um ganz geringfügiger Ursachen willen zu Falle gekommen, die aber wohl nur den Vorwand bildeten, während der eigentliche Grund vielleicht überall in der überhandnehmenden Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen zu suchen sein dürfte. Dies könnte zwar schier befreudlich erscheinen in unserm Zeitalter der sozialen Reformen und der großartigsten Fortschritte aller Art, wenn man nicht wüßte, daß den mannigfachen Schäden unseres modernen Lebens eben nur sehr schwer beizukommen ist. Es ist denn auch jedermann darin einig, daß noch sehr viel geschehen muß, namentlich um die prekäre Lage der Abhängigen und Besitzlosen besser zu gestalten. Die Parlamente, welche da am besten Hand ans Werk legen können, werden also noch nicht sobald zu den Arbeitlosen gehören, selbst wenn sie allem unfruchtbaren, öden Parteizeitungen den Abschied geben wollten. So „herrlich weit“ hat's nun allerdings der Reichstag in Deutschland noch nicht gebracht; man kann ihm auch gar keine großen schöpferischen Thaten nachrühmen, seit er sein neues Heim bezogen hat, das prächtige Reichstagsgebäude in Berlin. Dasselbe hat freilich zu Anfang mehr Verstimming gebracht, als Freude, zunächst weil bei der feierlichen Einweihung vom Kaiser das militärische und höfische Element so auffallend bevorzugt, die Volksvertretung aber ganz in den Hintergrund gedrängt worden war. Dann

machte bekanntlich auch die Weglassung der Aufschrift: „Dem deutschen Volke“ viel böses Blut. Natürlich sollte der Kaiser daran schuld sein, was er aber seither in Abrede gestellt hat. Unter sothanden Umständen war es nicht gerade verwunderlich, daß schon die erste Sitzung im neuen Palast sehr stürmisch verlief und damit endete, daß die Socialdemokraten beim Hoch auf den Kaiser sitzen blieben. Von einer anfänglich beabsichtigten Strafverfolgung für diesen Verstoß gegen die gute Sitte hat die Regierung jedoch wohlweislich abgesehen; sie möchte sich wohl denken, daß sich kein Richter zum Anstandslehrer hergeben würde. Der gegenwärtige Reichstag scheint überhaupt nicht besonders gut disponiert zu sein, sonst hätte er wohl nicht die Glückwunschadresse zum achtzigsten Geburtstag Bismarcks verweigert. Dieser Akt der Höflichkeit dem Schöpfer des neuen Deutschen Reiches gegenüber, dessen Verdienste sich nun einmal nicht wegleugnen lassen, hätte gewiß der Würde des Parlamentes keinen Abbruch gethan. Die hat denn schon eher gelitten unter der traurigen Thatsache, daß es des öfters beschlußunfähig war wegen der mangelhaften Beteiligung der Abgeordneten, nicht zu reden von dem vielen leeren Stroh, das von denselben gedroschen worden ist. Dazu gehört unzweifelhaft auch die lange Debatte über die Einführung des Militärsystems nach schweizerischem Muster, welche die Socialdemokraten auf dem Gewissen haben, trotzdem sie ganz gut wußten, daß Deutschland niemals daran denken wird, sein Wehrwesen, das ihm zu so großen Siegen verholfen hat, abzuändern. Eine gute und nützliche That hat der Reichstag hingegen doch vollbracht mit der raschen und gründlichen Verwerfung der sog. Umsturzvorlage, gegen die sich aber auch ein wahrer Sturm der Entrüstung im ganzen Lande erhoben hatte. Durch die Dunkelmänner der Umsturzkommision war nämlich die ursprüngliche Regierungsvorlage so mittelalterlich zugeschüttet worden, daß sie weit mehr die bürgerlichen Parteien und die freie Forschung gehemmt hätte, als die wirklichen Umsturzbestrebungen. Verworfen wurde auch der von den Agrariern eingebrachte Antrag Raniz, der eine Art staatlichen Getreidemonopols zu Gunsten der Landwirtschaft einführen wollte. Gelungen ist ihnen dafür, was sie schon lange erstrebt, nämlich

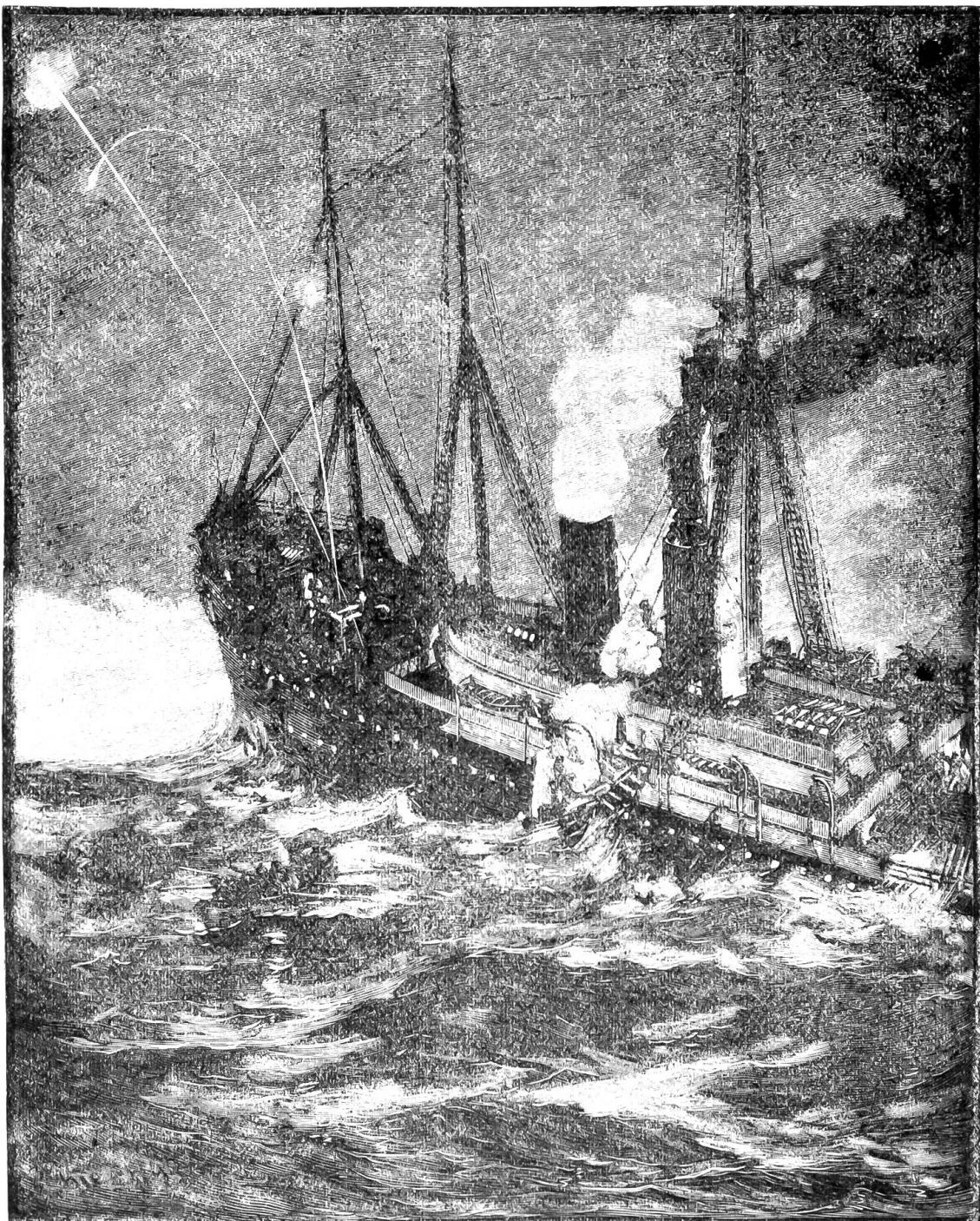
den Sturz des Reichskanzlers Caprivi herbeizuführen, an dessen Stelle jetzt der fröhliche Statthalter des Reichslandes, Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, amtet, während Elsaß-Lothringen nun von dem Grafen von Hohenlohe-Langenburg regiert wird. Zum Führer hat, beiläufig gesagt, die immer begehrlicher werdende Agrarierpartei keinen geringern, als den Fürsten Bismarck selbst, der gegenwärtig wieder sehr schlecht zu sprechen ist auf den Kaiser und den neuesten Kurs, was nicht wenig Verwunderung hervorruft so bald nach all den Ehren- und Sympathiebezeugungen, die Wilhelm II. ihm zu seinem 80. Geburtstag hat zu teil werden lassen. Bei diesem Anlaß ist der ci-devant Eiserner überhaupt geehrt und beschenkt worden, wie wohl vor ihm noch nie ein Mann in seiner Stellung. Wochenlang folgten sich beinahe ohne Unterbrechung die Deputationen, die aus allen Teilen des Reichs herbeieilten, um dem greisen Staatsmann ihre Glückwünsche und Geschenke darzubringen. Und für jede derselben hatte er ein treffendes, packendes Wort, welches aufs neue bewies, daß der Schloßherr von Friedrichsruh immer noch ein Meister der Rede ist. Aber auch der Kaiser hat diesmal allgemeinen Beifall gefunden mit der Friedensrede, die er bei der feierlichen Eröffnung des Nordostseekanals gehalten hat. In Gegenwart aller deutschen Fürsten und der Vertreter sämtlicher maritimen Mächte Europas wurde nämlich dies erste große nationale Werk des geeinigten Deutschland, der Kaiser Wilhelm- oder Nordostsee-Kanal, der für die Flotte und den Handel von unberechenbarem Nutzen sein wird, dem Verkehr übergeben. Neben all diesen glanzvollen Festen, denen jetzt noch, zum Ärger der Franzosen, die Gedenktage der großen Schlachten von 1870 folgen werden, hat aber das Deutsche Reich, an dem, beiläufig gesagt, die Süddeutschen immer noch viel auszusezen haben, auch seine schlimmen Tage gehabt. Eben jetzt sind z. B. seine Schiffe unterwegs, um, trotz der ganz unmotivierten Einmischung der Franzosen, energisch Genugthuung für die Ermordung seines Gesandten zu fordern von Marokko, das auf gütlichem Wege dazu nicht zu bewegen war und sich nun auch noch an einem deutschen Handelsschiff vergriffen hat. Dann hat bekanntlich auch der sogenannte Prozeß

„Mellage“, welcher die gegenüber emporstrebenden Zustände in der Privat-Irrenanstalt der Alexianer-Brüder im Kloster Mariaberg bei Aachen ans Tageslicht brachte, weithin peinliches Aufsehen erregt.

Schmerzlich berührte das gegen die Kunde von dem am 30. Januar 1895 morgens früh erfolgten Untergang des stolzen deutschen Dampfers „Elbe“. Ein Schrei des Entsetzens hallte durch die Welt, als man erfuhr, daß der kleine englische Kohlendampfer „Crathie“ das große Schiff von der Seite anrannte und durchbohrte, so daß dasselbe schon nach einigen Minuten versank. Von den 240 Fahrgästen konnten nur 5 und von

den 150 Mann Besatzung nur 15 gerettet werden. Die großen Überschwemmungen, unter denen besonders die würtembergische Stadt Ballingen zu leiden hatte, und der Hinscheid so vieler trefflicher und bedeutender Menschen, von denen

wir nur die Fürstin Bismarck, den großen Naturforscher Helmholtz, den Ästhetiker Carrière und den beliebten Schriftsteller Gustav Freytag nennen wollen, berührten ebenfalls unangenehm. Zum Erfreulichen gehört auch nicht gerade der



Der Untergang der Elbe.

neu entflammten Deutschenhaß der Franzosen, der bei Anlaß der Kieler Feste und der gemeinsamen Intervention bei Japan wahre Orgien feierte.

Zum Glück ist die Allianz mit Russland, auf welche sich die Franzosen so viel zu gute thun, doch nur auf die Erhaltung des status quo gerichtet, trotz der kürzlich erfolgten Überreichung des höchsten russischen Ordens an den Präsidenten der Republik, und trotz der gemeinsamen Einfahrt der russischen und französischen Schiffe in den Kielerhafen. Der junge Zar, Nikolaus II., der dem in Livadia verstorbenen Alexander III. auf dem Throne gefolgt ist, wird allem Anschein nach ganz in die Fußstapfen seines Vaters treten, in der innern sowohl als in der äußern Politik. Was die letztere betrifft, wird er also auch die Freundschaft mit Frankreich weiterpflegen, die für Russland schon von ganz wesentlichem Nutzen gewesen ist, namentlich in finanzieller Hinsicht und auch in Bezug auf die Kolonialpolitik. In seinem eigenen Lande aber werden vollends die Dinge beim alten bleiben, höchstens, daß hie und da etwas mildere Saiten aufgezogen werden, wie es sich gezeigt hat bei der Ernennung eines humaneren Gouverneurs von Polen, beim Nachlassen in der Verfolgung protestantischer Geistlicher und der größeren Nachsicht gegen die Juden. Aber von einer Konstitution, resp. einer noch so geringen Beteiligung des Volkes an der Regierung, will auch dieser Selbstherrscher aller Deutschen nichts wissen. Die Zeit wird lehren, ob er sich auf die Dauer den berechtigten Wünschen aller wahren Volksfreunde wird widersezen können, oder ob nicht auch die Verwaltung eines aus den heterogensten Elementen zusammengesetzten Riesenreiches zu viel wird für eine Hand. Der russischen Diplomatie scheint dasselbe freilich noch lang nicht groß genug, sie arbeitet darum unablässig daran, wenigstens außerhalb Europa die Grenzen des selben noch zu erweitern. Bloß zu diesem Zweck ist jedenfalls Russland dem siegreichen Japan in den Arm gefallen und hat es, allerdings mit Hilfe Frankreichs und Deutschlands, dazu gezwungen, auf all seine Errungenschaften auf dem Festland zu verzichten, was ihm den glühendsten Haß der um ihre wohlverdiente Siegesbeute betrogenen Japaner zugezogen hat. Darüber wird es sich aber zu trösten wissen, be-

sonders, wenn es ihm gelingt, den längst gewünschten eisfreien Hafen und ein schönes Stück Mandchurei in Besitz zu nehmen, falls etwa die Chinesen nicht pünktlich sein sollten in der Rückstattung der ihnen vorgestreckten Gelder. Daneben bereitet es auch noch den Italienern Schwierigkeiten in Afrika, indem es ihren Feind, den König Menelik von Abessynien, resp. seine eben jetzt in Petersburg weilende Gesandtschaft, mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Der König der Könige, wie sich Menelik so gern nennen hört, weiß eben noch nicht, daß man die „Danaer fürchten muß, besonders wenn sie Geschenke bringen.“

Wo der russische Rubel rollt, prosperiert bekanntlich keine Freiheit; das dürfte demnächst das unglückselige Bulgarien erfahren, in dem soeben der um sein Land so hochverdiente, langjährige Ministerpräsident Stambulow durch Mörderhand gefallen ist. Schon im Jahr 1891 ist der Bismarck Bulgariens, wie man Stambulow nicht mit Unrecht zu nennen pflegte, nur wie durch ein Wunder einem gegen ihn geplanten Attentat, dem sein Kollege Beltschew zum Opfer fiel, entronnen. Und heute noch, wo der schändliche Anschlag gelungen ist, stand der große Staatsmann in den besten Jahren, da er erst 1853 in Tirnowa das Licht der Welt erblickte. Er studierte Jurisprudenz in Russland, machte 1877 und 1878 als Freiwilliger den Krieg gegen die Türkei mit, ließ sich dann in der Heimat als Advokat nieder, wurde 1880 in die Sobranje gewählt, die er 1886, dem Jahr, in welchem das Attentat gegen den Battenberger verübt wurde, präsidierte. Mit Mutkurow und Kawarelow zusammen, stürzte er sodann die aus jenem Attentat hervorgegangene Regierung, trat selber an die Spitze des Landes und bewirkte am 7. Juli 1887 die Wahl des Fürsten von Coburg, der sich bis zum 18. Mai 1894 dem verständigen Willen seines Ministers nur widerstreitend fügte, dann aber seine Entlassung annahm, als er ihn nicht zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit Russland zu bewegen vermochte, von welcher Zeit an Stambulow ein von Mörderhand bedrohter Mann war. Die Partei der Russenfreunde aber, die seinen Sturz herbeiführte, ihn bis aufs Blut verfolgte und nun sehr wahrscheinlich auch noch den an ihm verübten Meuchelmord auf dem Gewissen hat,



Stambulow.

wird es schon noch dazu bringen, daß das unter Stambulows Führung so vielversprechende Bulgarien, das der wackere Battenberger von Sieg zu Sieg führen konnte, wieder zu einem bloßen russischen Vasallenstaat herabsinkt. Ferdinand, der Unbestätigte, der undankbare Roburger, dürfte es dann, freilich zu spät, bereuen, daß er seinem Ehrgeiz, gekrönt zu werden, seinen besten Staatsmann und die Zukunft und Freiheit seines Landes geopfert hat. Mazedonien, dessen Aufstand von Bulgarien anfänglich im geheimen unterstützt wurde, wird unter diesen Umständen wohl noch bis auf weiteres bei der Türkei verbleiben, die auch in Armenien wieder eine Empörung unterdrücken mußte, was aber auf eine so grausame Art geschah, daß die Mächte, namentlich England und Rußland, sich wieder einmal genötigt sahen, Einspruch zu erheben und mit Nachdruck auf die Einführung der längst verheißenen Reformen zu dringen.

Sehr reformbedürftig wäre auch Griechenland, wo sich, in altgewohnter Weise und Regelmäßigkeit, die Ministerien Trikupis und Delhannis ablösten, ohne daß dabei für das

Land sonderlich viel Gutes herauskam. Auch hat noch keines von beiden je Miene gemacht, den griechischen Staatsgläubigern zu ihren rechtmäßigen Zinsen zu verhelfen.

Diese können sich übrigens jetzt mit denen von Serbien trösten, das nun auch glücklich bis zum Staatsbankrott heruntergewirtschaftet ist.

Montenegro, welchem der heilige Vater diesmal seine Fürsorge in ganz besonderer Weise zu teil werden ließ, indem er die Übersetzung der Messe und Liturgie in die Landessprache veranlaßte, wird also nicht viel zu erben bekommen, wenn einmal die Dynastie Obrenowitsch sich ganz unmöglich gemacht hat.

Von den Balkanstaaten hat heuer Rumänien am wenigsten von sich reden machen, es wird also wohl am besten dran sein.

Unruhig genug ist's dafür in Österreich-Ungarn zugegangen, wo immer noch die leidigen ungarischen Kirchengesetze spuken, denen zuerst Wederle, der doch die kaiserliche Sanktionierung des wichtigsten Teils derselben durchgesetzt hat, und nun auch noch Kalnoky zum Opfer fielen. Dieser letztere hatte allerdings seinen Sturz mehr dem päpstlichen Nuntius Aligardi zu verdanken, dessen unberufene Einmischung in die innern Angelegenheiten des Landes er zuerst in Abrede stellte und dann doch zugeben mußte. Das sogenannte Koalitionsministerium Windischgrätz hingegen kam ob dem alten, chronischen Sprecherstreit zu Falle, der in der Habsburger-Monarchie wohl niemals verschwinden wird. Die Deutschen, in welchen Windischgrätz seine beste Stütze sah, widersexten sich der Kreierung von slavenischen Parallelklassen am Gymnasium von Cilli, weil das Deutsche gewöhnlich bald verdrängt wird, wo sich die slavischen Mundarten einmal festgesetzt haben, und zogen sich ganz zurück, als ihren Wünschen nicht Rechnung getragen wurde, womit der Sturz des Kabinetts beiegelt war. Ein gewaltiges Fiasco erlebten auch die liberalen Parteien in Wien, wo die Antisemiten ans Ruder gekommen sind und nun darauf ausgehen, den Liberalen das Wählen ganz unmöglich zu machen, was täglich zu stürmischen Auftritten führt und die Polizei gehörig in Atem hält. Und doch wäre es in dem Reiche des guten Franz Josef, der schon wieder einen nahen teuren Anverwandten verloren hat in der Per-

son des hochberühmten österreichischen Heerführers, Erzherzog Albrecht, so dringend nötig, die Zeit mit Besserem als mit Parteizwistigkeiten zu verbringen. Das hat man gesehen, als die Kunde von dem in unsren Tagen schwier unglublichen Elend der Ziegelarbeiter bei Wien in die Welt hinausdrang.

Armut und Elend sind auch in Italien immer noch daheim, das außerdem noch von furchtbaren Erdbeben heimgesucht wurde, wie übrigens auch Konstantinopel und die unglückliche Stadt Laibach in Österreich. Daneben seufzt bekanntlich das Land Umbertos unter einer fast unerschwinglichen Last von indirekten Steuern, welches besonders die Armen drücken und auch dies Jahr wieder zu bedenklichen Auftritten Veranlassung gegeben haben. Allerdings macht die Regierung jetzt Ernst mit den Ersparnissen, die einen bessern Zustand herbeiführen sollen; das militärische Budget ist sogar so stark beschnitten worden, daß die Sachverständigen ernstliche Befürchtungen hegen, die Kriegstüchtigkeit der italienischen Armee möchte darunter leiden. Gegenwärtig scheint dieselbe aber noch in guter Verfassung zu sein, nach den Siegen zu urteilen, die der italienische General Bortieri in Afrika erfochten hat. Doch wäre es noch besser, wenn den „Wilden“ in der italienischen Kammer, die immer neue Enthüllungen bringen über den Premier Crispi, welcher leider nicht mit blankem Schild aus den schmutzigen Bankgeschichten hervorgegangen ist, bald der Mund gestopft werden könnte. Das Land ist des Sünds mude und kann den einzigen geschickten Steuermann, welcher das Staats Schiff in diesen unruhigen Zeiten zu lenken vermag, doch nicht entbehren, wie das die vielfache Wahl Crispis in die neue Kammer bewiesen hat. Arbeit die Fülle wird diese jedenfalls finden, es ist schon gar so vieles reformbedürftig in dem jungen italienischen Staatswesen, z. B. auch das neue Anarchistengesetz, das mehr die harmlosen Bürger bedroht, als die mit Bomben und Dolchen um sich schlagenden Unholde. Unter sothanen Umständen ist es fast verwunderlich, daß der heilige Vater sich je länger je mehr mit Italien auszuföhnen scheint. Kleinlicher Groll hätte ja eigentlich auch nicht Platz neben seinen weltumfassenden Plänen; die ganze Menschheit soll bekanntlich wieder katholisch

werden, vorläufig einmal die Engländer und Montenegriner, denen im verflossenen Jahr vom Vatikan aus besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Zu seinen getreuesten Anhängern werden aber doch zu allen Zeiten die stolzen Spanier gehören, welche dies Jahr wohl endlich die Kriegsentschädigung von Marokko erhalten, dafür aber ihr stolzes Schlachtschiff „Königin Neugentin“ verloren und nun auch noch einen nicht endenwollenden Krieg gegen die aufständische Insel Cuba zu führen haben. In Spanien selbst haben die Offiziere wieder einmal für Unruhe gesorgt, weil sich einige Zeitungsredaktionen erkührten, ihre Verwunderung darüber auszudrücken, daß so wenig Freiwillige sich für Cuba gemeldet hatten. Diese Frevelthat mußte natürlich dadurch bestraft werden, daß in den betreffenden Redaktionslokalitäten alles kurz und klein geschlagen wurde. Fast wäre es auch noch zu einer militärischen Diktatur gekommen. Der jetzt in Cuba unaufhörlich siegende, aber trotzdem dem Aufstand kein Ende bereitende Marschall Martinez Campos war schon für die Rolle des spanischen Boulanger bestimmt. Zum Glück hat sich dann Spanien doch noch rechtzeitig besonnen, daß ihm seine Mittel keine solche Luxusartikel erlauben. Es ist ja nicht viel besser daran, als Portugal, das längst nicht mehr für voll gilt bei den Staaten Europas.

Frankreich hingegen thut sich je länger je mehr hervor, seit es von Russland so viel Liebesbeweise bekommt, von denen ihm wohl keiner so wohl gehan hat, wie die just während der Kielertage erfolgte Dekorierung seines neuen Präsidenten Félix Faure. Dieser ist bekanntlich am 17. Januar 1895 vom Kongreß in Versailles an Stelle des fahnenflüchtigen Casimir-Perier mit der höchsten Würde des Staates beauftragt worden. Der stattliche neue Präsident, dem man große persönliche Liebenswürdigkeit nachröhmt, ist der Sohn eines Möbelhändlers, wurde 1841 in Paris geboren, wo er eine treffliche Erziehung genoß, ging zur weiteren Ausbildung für zwei Jahre nach England, erlernte später praktisch die Gerberei in Amboise, wo er sich mit der Tochter des dortigen Maire vermählte, ließ sich dann in Havre nieder, wo er zuerst eine Lederhandlung aufthattet, später aber ein Produktions-Kommissions-Geschäft für überseeische

Artikel gründete, mit dem er sein Glück mache. Seine politische Laufbahn begann er als Adjunkt des Maire von Havre, in welcher Eigenschaft er den Regierungstruppen die Mobilgarden aus Havre zuführte, als die Kommunarden in Paris mordeten und brannten, was ihm deren Anhänger noch heute nicht vergessen können. Im Jahr 1881 wurde er von Havre in die Kammer gewählt und bekleidete dann, allerdings mit mehrjährigen Unterbrechungen, die Stelle eines Unterstaatssekretärs im Handels- und Kolonialministerium, wurde endlich von Dupuy zum Marineminister berufen, welchen Posten er beibehielt bis zu seiner Ernennung zum Präsidenten der Republik. In dieser hohen Stelle nun hat er sich schon sehr beliebt zu machen gewußt mit seinem leutseligen Wesen, seiner Freigebigkeit und seinem warmen Interesse für die armen Kranken in den Spitälern, die er oft besucht. Und das will etwas heißen bei den Franzosen, besonders jetzt, wo sie fast nur Augen haben für die Russen und daneben wieder am Revanche-Fieber kranken. Einstweilen müssen sie frei-



Félix Faure.

lich ihr Mütchen bloß an den armen Howas auf Madagaskar fühlen, weil dieselben den Versuch gewagt haben, sich dem französischen Einfluß zu entziehen. Dafür werden sie nun wohl mit gänzlicher Unterwerfung büßen müssen, aber auch die Franzosen werden sich ihres Sieges nicht recht freuen können, denn das mörderische Klima hat viele Menschenleben gefordert, die ganze Expedition schweres Geld gekostet und noch dazu die demütigende Erkenntnis gebracht, daß die französische Marine nicht einmal im stande war, alles Kriegsmaterial an Ort und

Stelle zu bringen, so daß englische Hülfe requirierte werden mußte. Auch sonst hat das verflossene Jahr des Unangenehmen vieles gebracht; man braucht nur an den sogenannten Südbahn-Skandal zu denken, wobei es sich herausstellte, daß der Staat jährlich um Millionen verschwendet worden war, ohne daß man den Schuldigen dafür etwas anhaben konnte; ferner an die Käuflichkeit sozialer bis dahin angesehener Journale und Journalisten, welche letztere sich für ihr Stillschweigen bezahlen ließen, wenn sie sich auf irgend eine Weise in den Besitz eines kompromittierenden Geheimnisses hatten setzen können, und endlich an den ungeheuren Aufsehen erregenden Prozeß gegen den der Spionage im Dienste Deutschlands angeklagten Hauptmann Dreyfus, welcher mit seiner schimpflichen Degradation und Deportation endete. Großen Schaden und viel Herzzeid verursachte sodann der Dammbruch des Reservoir bei Bonzey in den Vogesen und in den letzten Tagen erst der Brand des riesigen Warenlagers Godillot in Paris, durch

den viele Arbeiter brotlos wurden. An hervorragenden Persönlichkeiten hat Frankreich durch den Tod verloren: Den Kammerpräsidenten Burdeau, den Marschall Canrobert, den ci-devant großen Franzosen Ferdinand von Lesseps, den Erbauer des Suezkanals und leider auch Urheber des Unheils von Panama, und endlich den langjährigen Verbannten und französischen Thronaspiranten, den Grafen von Paris, der im Exil in England gestorben ist. Ein anderer Verbannter ist dagegen amnestiert worden, heimgekehrt und von seinen Landsleuten mit ungeheurem Jubel

aufgenommen worden, nämlich der alte Vaternenmann, Rochefort. Merkwürdigerweise gefällt es ihm aber gar nicht mehr in der alten Heimat und sehnt er sich wieder nach England zurück, wo es sich unter dem milden Regiment der guten alten Viktoria so behaglich lebt. Da merkt man kaum etwas davon, wenn auch ganze Ministerien vom Schauplatz abtreten, was dies Jahr der Fall gewesen ist mit dem Ministerium Rosebery. Dasselbe scheint in merkwürdig kurzer Zeit die Sympathien des Landes gänzlich verloren zu haben, wie der ungeheure Wahlerfolg seiner Gegner, der Unionisten, beweist, an deren Spitze der nunmehr wieder zum Premier avancierte Salisbury steht. Die liberale Partei, welche unter der Führung des großen alten Mannes Gladstone und auch noch unter seinem Nachfolger, dem mehrfachen Sieger im Derby-Rennen, Rosebery, so viel zu versprechen schien, hat allerdings von ihren großen Plänen nicht alle durchführen können. Die irische Homerule z. B. ist nicht unter Dach, und das Oberhaus, dem der Untergang geschworen war, steht auch noch, vielleicht sogar fester als je. Aber dafür ist doch der Riesenstreik in den Schuhfabriken, der leicht bedeutende Störungen hätte zur Folge haben können, ziemlich rasch und in Minne beigelegt worden. Im Ausland wurden die Waziri an der Nordgrenze von Indien besiegt, und der centralamerikanische Staat Nicaragua, der sich erkämpft hatte, den englischen Gesandten auszuweisen, wurde Mores gelehrt. Dies hätten bekanntlich die Kammer-Herren von Belgien auch immer noch nötig zu lernen, jetzt mehr denn je zuvor, weil durch das neue verzweigte Stimmrecht lauter rote Socialisten und nachschwarze Klerikale mit Abgeordneten-Mandaten betraut worden sind. Die schwarzen Kutten haben denn auch bereits ein Schulgesetz auf dem Gewissen, das die liebe Jugend ganz dem Klerus ausliefern, also geistig knechten will. Der vielfeplagte König Leopold sollte unter diesen Umständen fast froh sein, daß die Kammer den Kongostaat nicht adoptieren will, es sind wahrhaftig auch ohnedem genug Schwarze und Wilde in seinem Land.

Auch die Holländer haben dies Jahr mit einem wilden oder doch unbotmäßigen Stamm auf ihrer Insel Lombok zu thun gehabt, haben ihn aber bald wieder zur Raison gebracht und

für den anfänglichen hinterlistigen Überfall gezüchtigt.

Ein bisschen wild oder doch verstimmt sind auch die Norweger gewesen über Schweden, das ihnen, ihrer Meinung nach, nicht all die Rechte einräumte, die einem Staat zukommen, der nur durch Personal-Union mit ihm verbunden und kein Unterthanenland ist. Doch ist in den letzten Zeiten das Verhältnis wieder freundlicher geworden und haben die Schweden darum in aller Gemütsruhe den Todestag ihres großen Königs, Gustav Adolf, dessen auch in Deutschland und der Schweiz überall rühmend gedacht worden ist, feiern können.

In Dänemark wird's dagegen nicht so festlich ausgesehen haben, wie andere Jahre um diese Zeit, fehlte doch zum erstenmal der russische Schwiegersohn, und mußte man noch dazu mit Groll daran denken, daß der neueroöffnete Nordostseekanal den Verkehr von dem Inselreich ablenken werde, was natürlich einen großen Verlust an Zolleinnahmen zur Folge hat, von andern Einbußen nur nicht zu reden.

Große Verluste hatte auch die Partei der Demokraten in Nordamerika bei den letzten Wahlen zu verzeichnen. Ihr Führer, Präsident Cleveland, wird darum wohl die längste Zeit im Weißen Haus logiert haben, das sich nun jedenfalls wieder einem Anhänger der siegreichen republikanischen Partei öffnen wird. Ob diese den Erwartungen des Volkes besser entsprechen wird, muß sich ja bald zeigen; jedenfalls ist schon viel zu bessern im sogenannten Lande der Freiheit, wo sich Millarden, nicht nur Millionen, in den Händen weniger ansammeln, während daneben die bitterste Armut herrscht. Das hat zum großen Teil seinen Grund in den mächtigen und reichen Monopolgesellschaften, Trusts oder Rings genannt, welche sich bald aller wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel bemächtigt haben und alles für ihre Zwecke kaufen können, Abgeordnete, Richter, Zeitungen und sogar die Polizei, so daß der kleine Handel- und Gewerbetreibende nicht neben ihnen aufkommt. Die faulsten Zustände in unsrer großen Schwesterrepublik finden sich aber jedenfalls bei der Polizei, bei welcher eine geradezu unglaubliche Korruption aufgedeckt worden ist. Sie drückte dem Laster, ja sogar dem Verbrechen gegenüber beide Augen zu, wenn sie nur genügend

bezahlte wurde. Viel schlimmer kann es in dieser Beziehung nicht aussehen in den südamerikanischen Republiken, die doch immer noch nicht ganz zu ruhigen, geordneten Zuständen gelangt sind, weil jeden Augenblick wieder ein Bürgerkrieg auszubrechen droht, so daß sich die Finanzen, Handel und Gewerbe nie recht erhalten können. In der Republik Mexiko dagegen scheinen dieselben zu blühen, sonst würde sie wohl nicht das Wagnis einer Weltausstellung für 1899 in Aussicht nehmen. Wie sich dagegen die Dinge gestalten werden in dem jüngsten aller Freistaaten, der eben erst proklamierten Republik Hawaii (Australien), die ihre frühere Königin sogar im Gefängnis brummen läßt, wird die Zukunft lehren.

Dem vormals dunkeln Afrika hingegen scheint seine Zukunft klar vorgezeichnet zu sein; es entwickelt sich immer mehr zur bloßen Filiale von Europa, dessen Großmächte sich dort gerade so scharf auf die Finger sehen, wie in der Heimat. Einstweilen ist also noch keine Aussicht vorhanden, daß Afrika den Afrikanern gehören werde, welche diesmal ein wenig in den Hintergrund getreten sind vor den hochbedeutsamen Dingen, die sich im fernen Ostasien abgespielt haben.

Dort hat bekanntlich das bisher im ganzen wenig beachtete Inselvolk von Japan, das sich mit rasender Schnelligkeit europäische Kultur anzueignen gewußt hat, in den Schlachten am Yalu-Flusse, bei Port Arthur, Wei-hai-wei und Ping-Yong dem Riesenreich von China Niederlage über Niederlage bereitet und die ganze Flotte vernichtet. Dabei hat sich so recht gezeigt, wie die bloße numerische Übermacht, die ja ohne Zweifel auf Seiten der Chinesen zu finden war, nichts ausrichtet gegen eine tapfere, gut geschulte, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgerüstete und von zielbewußten Führern geleitete Armee, besonders wenn sie noch obendrein mit Begeisterung für ihre Sache erfüllt ist. Wenn auch Japan infolge der Intervention der Mächte nicht alle Früchte seines Sieges genießen kann, so wird man in Zukunft doch in Ostasien mit ihm rechnen müssen. Jedenfalls ist Korea, das den Anstoß zum Kriege gegeben hat, nun von der Oberhöheit und schlechten Verwaltung Chinas befreit und zum unabhängigen Königreich erhoben worden. Die

Insel Formosa dagegen ist übergegangen in den Besitz von Japan, das allerdings dort noch den Aufstand der berüchtigten Schwarzflaggen zu unterdrücken hat, mit welchen es aber zweifels-ohne ebenso gut fertig werden wird, wie mit den bezopften Söhnen des himmlischen Reichs.

Diesen wünscht der Kalendermann, der nun sein Garn wieder einmal fertig gesponnen hat für ein Jahr, gute Besserung, seinen Lesern übrigens auch, wenn sie es etwa nötig haben sollten, für „innefür oder ussefür“!

Vorsichtig.

Ich suche eine Verkäuferin für mein Wurst- und Fleischwarengeschäft. Vegetarianer erhalten den Vorzug.

Amerikanisch.

Ein amerikanisches Blatt bringt folgendes Inserat: „Redakteur für ein vielgelesenes Blatt wird gesucht. Der Mann muß redigieren können, sich zanken, duellieren, prügeln, den Polizisten spielen, Gelder einkassieren und zu gleicher Zeit beweisen können, daß ihm am Gelde nichts gelegen ist; er muß es aus dem „ff“ verstehen, groben Dicksäcken aufs Dach zu steigen und der Damenwelt gegenüber auf allen Bällen, Konzerten und Abendunterhaltungen den liebenswürdigen Schwerenöter zu spielen. Er muß bei Turnern, Gesangsvereinlern, Liedertäfeln, Juden und Heiden, Protestant, Katholiken und Methodisten Hahn im Korbe sein. Er muß eine Zeitung zu stande bringen, die nie auf der Post verloren geht, weder von fremden Händen geborgt, noch von boshaften Konkurrenten heruntergeputzt werden kann, er muß die Mücken und Schrullen von 2000 Abonnenten derart zu befriedigen im stande sein, daß jeder derselben seine Zeitung im voraus bezahlt. Wir brauchen einen, der heiß und kalt zu gleicher Zeit blasen kann, der Wasser auf beiden Schultern zu tragen versteht, der mit Hunden bellend, mit Hasen um die Wette laufen kann, der die Flöhe husten und das Gras wachsen hört. Ein solcher Mann findet lohnende Anstellung — er melde sich.“

Druckschlerteufel.

„Sie war eine herrliche Erscheinung, groß und schlank wie eine Tonne.“